Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 20 | **Marburg i. H., den 19. Mai 1921** | **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark. Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 1 Mark. Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Dein Reich komme — Glaubst du, so hast du — Der kirchenpolitische Ertrag des Weltkriegs. 6. Katholizismus und Protestantismus in Deutschland — Die Wahrheitsfrage. Eine Erwiderung auf Hans Hartmanns Aufsätze. Erstes Stück — Darf sich der Pazifismus auf das Evangelium berufen? — Eine Pilgerfahrt zur Einheit — Ein schwedischer Bericht über die Notlage der evangelisch-unierten Kirche in Polen — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Bischöfliche Verfassung? Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Dein Reich komme!

O gnadenreiche Unerbittlichkeit,
als Untergang kommt deine Zeit!

Grausam Allgütiger! Das Leben stöhnt
in deiner Faust. Trunken Gelächter
der ewig Toten Gott und sich verhöhnt.
Du schonest deines Reichs Verächter,
erbarmungslos! . . .
Uns hast du überliefert seelenbloß
der Pein. Uns hat ans Kreuz geschlagen
Barmherzigkeit aus ersten Heilandstagen!

Was war, fahr hin als eitel gottverflucht!
Es bleibe stummes Flehn gerungner Hände.
Einleite göttlich streng die hohe Wende,
daß deines Reiches Ankunft uns heimsucht!

Fritz Philippi

Glaubst du, so hast du

. . . nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.
2. Kor. 4, 18

In diesen Tagen, wo so viele verzweifeln wollen, soll der Glaube triumphieren. Da soll nicht nur der schlichteste Christenmensch, da soll die Welt erfahren, was „glauben" heißt. Nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare! Glaubst du, sagt Luther, so hast du.

Natürlich müssen wir auf das Sichtbare sehen. Wozu haben wir unsre Augen? Und handelnd und wandelnd müssen wir auf das Sichtbare Rücksicht nehmen. Wenn wir das nicht verständigerweise von selber tun, werdert wir unsanft daran erinnert werden.

Aber das Reich, in dem der Glaube gedeiht, aus dem er nur fortwährend zurückflutet in die Welt des Sichtbaren, stark, mächtig, mit himmlischen Kräften begabt, ist das Reich des Unsichtbaren. Sei dort heimisch, und die Fremde, in der du lebst, tut dir nichts. Noch mehr, sie wird dir, allem Widrigen zum Trotz, zu einer andern Heimat, in der du liebst und leidest, kämpfst und schaffst. Glaubst du, so hast du.

Es ist nicht nur keine Ursache zum Verzweifeln, sondern Verzweifeln ist die einzige Sünde. Denn Verzweiflung ist Unglaube. Und Unglaube ist die einzige Sünde. Wie die einzige Gerechtigkeit, die Gott gelten läßt, der Glaube ist. Glaubst du, so hast du. Nämlich Gott. Das ist die Sache. Den barmherzigen, den treuen. Verzweifeln heißt doch an ihm verzweifeln. Denn sonst verzweifelt man nicht. Darum bitten wir mit Luther im Kleinem Katechismus die sechste Bitte so: „daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge und verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andre große Schande und Laster." Verzweiflung gehört also unter „große Schande und Laster". Für den, der da glaubet. Der da glauben sollte. Der da Ursache hat zu glauben.

Was Christenmenschen heute ihrem Volke und damit der Menschheit antun können und sollen, ist einzig dies, daß sie allem, was mit ihnen in Berührung kommt, offenbaren und kundtun, wie sie von einem Unsichtbaren wissen, im Unsichtbaren leben, an das Unsichtbare glauben. Das macht reich, nicht nur den, der glaubt, sondern auch die, die von dem Glaubenden leben. Es macht dich reich für Andere.

Solcher Glaube soll jetzt oben auf sein und die Führung haben in unserm Volk. R

Der kirchenpolitische Ertrag des Weltkriegs

6. Katholizismus und Protestantismus in Deutschland

Fragen wir zuletzt nach den Veränderungen der Stellung beider Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, in Deutschland, so haben Niederlage und Revolution den Dingen eine ganz andere Richtung gegeben, als man vorher bei uns erwartete. Wenn man mit einem für uns siegreichen Ausgang des Kriegs rechnete, so verband sich damit meist die Meinung, wir würden unsere Grenzen erweitern. Aber mochte dies nun auf französischem, belgischem oder polnischem Boden geschehen, immer wäre der Zuwachs dem katholischen Volksteil zu gute gekommen; nur der aus den Ostseeprovinzen nicht. Jetzt haben wir vielmehr große Stücke des Reichsgebiets verloren, und (abgesehen von Nordschleswig) überwiegend katholische. Von 65 Millionen Einwohnern, die das Deutsche Reich haben mochte, waren über 40 Millionen Protestanten, $24\frac{1}{2}$ Million Katholiken. Jetzt bleiben 39 Millionen Protestanten, $20\frac{1}{2}$ Million Katholiken (dabei vorausgesetzt, daß Oberschlesien deutsch bleibt; ginge es ganz oder teilweise verloren, so bedeutete dies wiederum eine ungleich stärkere Verminderung der Katholiken als der Protestanten). Sinkt so der katholische Anteil an der Reichsbevölkerung, so wird das doch, da seit Jahrzehnten die Katholiken sich bei uns stärker vermehren als die Protestanten, voraussichtlich bald wieder ausgeglichen werden. Und wenn die 7 Millionen Deutsch-Oesterreicher, die ganz überwiegend katholisch sind, zu uns kommen, würde der katholische Anteil an der Bevölkerung des Reichs sogleich erheblich stärker sein, als vor 1914.

Die tatsächliche Macht der Kirchen bei uns, ihr Einfluß auf den Staat war zum guten Teil durch die Herrscher und ihre Familien vermittelt. So war es nicht unwichtig, daß in Württemberg nach dem Tode des Königs der Thron an eine katholische Linie übergehen sollte. Da bei den letzten Landtagswahlen hier die Hälfte aller Sitze an Zentrum und Konservative übergegangen war, in Bayern das Zentrum für sich allein eine

starke Mehrheit besaß und in Baden eine konservativ-klerikale Mehrheit wiederholt nur durch den sogenanten Großblock der Liberalen und Sozialdemokraten hatte verhindert werden können, erschien Süddeutschland als ein Gebiet geschlossenen Vormarsches des politischen Katholizismus. Diese Entwicklung ist durch die Revolution unterbrochen. Sie stürzte die Herrscher und gab den Landtagen eine starke Verschiebung nach links hin. Nur hat in Bayern, wo das Zentrum die Mehrheit verlor, die Spaltung der Sozialdemokratie und der Radikalismus der Unabhängigen und Kommunisten ein bürgerliches Ministerium zu Wege gebracht, bei dem das Zentrum, die „Bayrische Volkspartei", die Führung hat. Wollte man sagen: „Katholische wie protestantische Herrscher wurden gestürzt; das wird sich ungefähr ausgleichen", so wäre das freilich eine Verkennung der Sachlage. Daß der Kaiser, der König von Preußen evangelisch war, das kam der Stellung des Protestantismus im Reiche wie im größten Bundesstaate zugute. Wenn jetzt im Reiche wie in Preußen die Gesetzgebung den Parlamenten zusteht, so fehlt es in diesen an einer ähnlich starken Vertretung des Protestantismus. Die Volkszählungen ergeben eine evangelische Mehrheit, aber im Reichstag sitzen neben 175 evangelischen und 105 katholischen Abgeordneten 133 konfessionslose. Im preußischen Landtag ist das Verhältnis ähnlich. Es ist, als hätte unser Volk nicht zwei, sondern drei Konfessionen, wie das Rade bereits vor 19 Jahren in seinem Aufsatz über den festen Grundriß unserer inneren Lage dargelegt hat (CW 1902 Nr. 14). Neben den beiden alten Kirchen erhebt sich als die dritte Weltanschauungsgemeinschaft die wesentlich atheistische Sozialdemokratie.

Andererseits schien freilich die parlamentarische Macht des Zentrums im Reich und in Preußen zunächst sehr vermindert. Man hat oft gemeint, sie beruhe darauf, daß es im preußischen Landtag eine Mehrheit mit der Rechten, im Reichstag eine solche mit der Linken bilden konnte. Das ist natürlich eine irreführende Darstellung. Mit solch entgegengesetzten Bundesgenossen kann man keine stetige Politik verfolgen, die allein dauernde Erfolge sichert. Der vorrevolutionären Regierung ist das Zentrum zwar wiederholt durch Verbindung mit der Linken unbequem geworden, aber seine Macht beruhte wesentlich darauf, daß es seit einem Menschenalter mit den Konservativen (und einigen ihnen nahe stehenden kleineren Gruppen) zusammen sowohl den Reichstag wie den preußischen Landtag beherrschen konnte. Im Reichstag änderte sich das 1912, als zum ersten Mal eine wenn auch sehr knappe Mehrheit links vom Zentrum, d. h. aus Liberalen und Sozialisten, zustande kam. Im preußischen Landtag hätte eine ernstliche Wahlrechtsänderung zwar dem Zentrum selbst nicht geschadet, aber die Konservativen sehr geschwächt. Die Reform, lange verzögert, ist dann durch die Revolution überholt worden. In der hernach gewählten preußischen Landesversammlung war wie in der deutschen Nationalversammlung die Rechte sehr zusammengeschmolzen. Im Reichstag ist sie auch durch die Neuwahlen vom Juni 1920 noch nicht wieder so gewachsen, daß sie mit dem Zentrum zusammen eine Mehrheit ausmachte. Im Landtag wäre zwar seit den Wahlen vom 20. Februar 1921 eine Mehrheit aus Zentrum, Deutschnationalen und Deutscher Volkspartei möglich, aber die Verbindung von Zentrum und Deutscher Volkspartei stößt gerade hier auf erhebliche Schwierigkeiten: die Nationalliberalen, deren rechter Flügel heute als Deutsche Volkspartei vor uns steht, haben in der preußischen Kulturpolitik immer wieder schwere Kämpfe mit dem Zentrum gehabt.

In der ersten Zeit nach der Revolution hatte es überdies geradezu so scheinen können, als werde das Zentrum auseinanderfallen. Die Gegensätze zwischen seinem rechten und linken Flügel, zwischen Monarchisten und Republikanern waren groß. Es schien, als sollte die weitgehende Umgestaltung des deutschen Parteiwesens auch diese Partei erfassen. Gerettet worden ist das Zentrum wesentlich durch Adolph Hoffmann. Ironie der Geschichte! Das Ungestüm, mit dem dieser Kultusminister der Unabhängigen Sozialdemokraten die Trennung von Staat und Kirche und die Entchristlichung der Schule ins Werk setzte, gab der alten Zentrumslosung wieder Wahrheit und Kraft: „Die Religion in Gefahr!" Rheinische und sonstige Abneigungen gegen Berlin kamen zu neuer Stärke; als „Christliche Volkspartei" stand das Zentrum neu gerüstet auf dem Plan und nahm im Reiche wie in Preußen nach den Wahlen vom Januar 1919 an der Regierung teil. Dabei war es wiederum wesentlich die Haltung der Unabhängigen Sozialdemokraten, die ihm zur Macht half. Denn da diese nicht zusammen mit bürgerlichen Parteien in eine Regierung eintreten wollten, eine rein sozialistische Mehrheit aber nicht vorhanden war, mußten die Mehrheitssozialdemokraten mit Bürgerlichen zusammengehen, und zwar, da mit den Demokraten allein ihre Mehrheit zu knapp war, auch mit dem Zentrum; vorübergehend — nach dem Versailler Frieden, den die Demokraten ablehnten — mit dem Zentrum allein.

Was dem Zentrum aber an parlamentarischer Macht noch fehlte, das ersetzten die starken Absonderungsbestrebungen im Rheinland und in Bayern. Um in dieser Zeit der Not das Reich zusammenzuhalten, nahm man auf die Wünsche dieser Gebiete jede Rücksicht, und ihre Wünsche lagen zum guten Teile in der Richtung der katholischen Interessen. Das Zentrum und die neuerdings von ihm organisatorisch geschiedene Bayrische Volkspartei sind tatsächlich die Parteien, welche aus jenen Absonderungswünschen den politischen Gewinn gehabt haben. So tragen schon diejenigen Bestimmungen in der neuen Reichsverfassung, welche die katholische Kirche angehn, namentlich die über Stellung der Religion in der Schule, den Charakter mühsamer Vermittlung, wobei das Zentrum sehr viel mehr durchgesetzt hat, als es seiner Zahl nach in einem fast zur Hälfte sozialistischen Parlament hätte erwarten können. Erst recht wird es seinen Einfluß bei dem zu erwartenden Reichsschulgesetz geltend machen. — Von anderen Kennzeichen der wachsenden Macht der katholischen Kirche und des Zentrums in Deutschland, so von der Ernennung eines Nuntius für Berlin, neben dem, entgegen der ursprünglichen Meinung, die Münchener Nuntiatur bestehen bleibt, ist in Baumgartens vorletzter Monatschronik (CW 1921 Nr. 5) die Rede gewesen.

Diejenige kirchliche Wirkung der Revolution, die uns deutsche evangelische Christen am meisten beschäftigen sollte, ist die in der Verfassung grundsätzlich ausgesprochene Trennung von Staat und Kirche. Je aufrichtiger, gründlicher und allseitiger wir uns auf sie einstellen, um so besser wird unsere Kirche dastehen, verlaufe die politische Entwicklung wie sie mag. Tun wir es nicht, so würde bei einem zweiten politischen Ruck nach links unser Kirchentum nicht so glimpflich davonkommen wie 1918/19. Jetzt geht der politische Zug nach rechts; aber meint man, daß kein Rückschlag kommen werde? Begreiflich ist es, daß der vorläufige Fortbestand der staatlichen Zuschüsse für kirchliche Zwecke und die vorläufige wesentliche Erhaltung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen viele Kirchenleute beruhigt hat; aber welchen Wert hat solche Sicherheit? Ist es nicht ein Beweis erstaunlicher Trägheit und Leichtfertigkeit, wenn manche Synoden jetzt schon wieder Beschlüsse fassen, die nur noch sehr wenig von dem in der Zeit der Not aufgekommenen guten Willen zeigen, die verschiedenen Gruppen in unserer Kirche zusammenzuhalten und die Kirche der veränderten Zeitlage entsprechend umzubauen?

Tatsächlich ist in weiten kirchlichen Kreisen bei uns viel mehr als jene grundsätzlichen Notwendigkeiten und Fragen eine allerdings wichtige Einzelheit besprochen worden: die durch den Wegfall der Landesherrn notwendig gewordene Umgestaltung der evangelischen Kirchen-Verfassung und -Verwaltung. Aber eben deshalb gehe ich hier nicht darauf ein.

Entscheidend werden schließlich dafür, welche Rolle das Christentum und seine beiden abendländischen Hauptformen künftig in unserem Kulturleben spielen, nicht einzelne Vorgänge und einzelne Taten sein, sondern der Geist, der in unseren Kirchen und in unserem Volke herrscht. Man sagt, es komme dem Katholizismus zu gute, daß namentlich unter der Jugend der Individualismus zurückgehe, ein starkes Verlangen nach Gemeinschaft sich regt. Zu gute kommen wird es ihm sicher; inwieweit ihm besonders, bleibt abzuwarten. Jede christliche Gemeinschaft wird in dem Maße Macht gewinnen, herrschen, als sie dient. Uhlhorn glaubte, die schließliche Stellung des

Katholizismus und Protestantismus werde sich entscheiden nach beider Leistungen gegenüber der sozialen Frage. Der Gedanke ist zu erweitern: nicht die gesetzlichen Maßnahmen und die politischen Erfolge sind es, die dem Christentum und seinen Kirchen ihre wirkliche Bedeutung geben, sondern die Kraft, mit der sie die Gesinnung ihres Meisters in Menschenherzen einprägen und in Taten umsetzen.

Kiel　　Hermann Mulert

Die Wahrheitsfrage

Eine Erwiderung auf Hans Hartmanns kritische Aufsätze (Nr. 5—7)
Erstes Stück*)

1

Obwohl ich meinen Widerspruch gegen Hans Hartmanns Ausführungen zur inneren Lage des Christentums nur für den Kernpunkt der Sache anmelden will, so glaube ich doch, auch zum Formalen seiner Kritik einige Bemerkungen vorausschicken zu sollen.

Erstlich: Hartmann versucht eine klare Erfassung und Kritik der augenblicklichen Lage des religiösen Sozialismus. Er denkt dabei an die „Schweizer", meint aber nur Karl Barth und Eduard Thurneysen, die die herkömmliche Bezeichnung des „religiösen Sozialismus" für sich ablehnen. Zudem gründet Hartmann seinen Versuch auch ihnen gegenüber nur auf durchaus unzureichendes Material. Grundsätzlich mit Barth kann sich nur auseinandersetzen, wer zu dieser Auseinandersetzung nicht nur seinen Aarauer Vortrag und die Overbeck-Anzeige, sondern vor allem auch seinen Römerbrief-Kommentar und den sehr wichtigen Tambacher Vortrag „Der Christ in der Gesellschaft" heranzieht; auch das mit Thurneysen gemeinsam geschaffene Predigtbuch dürfte nicht übersehen werden. Der Einwand aber, es handele sich nur um eine Rezension eben der beiden zuerst genannten Schriften, verfängt nicht; er scheitert an der Tatsache, daß dann auch mündliche Gespräche nur rezensiert worden wären, deren Heranziehung doch nur den Versuch der in ihrer Absicht zudem klar ausgesprochenen und den inneren Rahmen einer Rezension weit überschreitenden Abhandlung beweist.

Zweitens: Die Verbindung einer Beurteilung Barths und Thurneysens einerseits mit einer solchen des Overbeckschen Buches andererseits ist so, wie es geschehen ist, ganz unmöglich. Denn einmal ist auch Overbeck und gerade er alles Andere als ein religiöser Sozialist: wie sollte darum aus dem Buche des zudem schon längst Verstorbenen ein wesentlicher Beitrag zur Erfassung des religiösen Sozialismus der Gegenwart gewonnen werden können! Dann aber ist der einzige Punkt, wo wirklich Barth und Thurneysen mit Overbeck eine engere Berührung haben, übersehen worden. Hartmann weiß darum im Grunde auch nichts mit Overbeck anzufangen. Was über die Grundrichtung seines Buches mitgeteilt wird, ist dürftig, und die paar nach Barth und Thurneysen gezogenen Verbindungslinien sind ungenau und am Wesentlichen Overbecks selber vorbeigehend. Die erwartete prinzipielle Würdigung Overbecks fällt ganz unter den Tisch, während infolge eben dieser ungenügenden Beleuchtung Overbecks auch für die Beleuchtung Barths und Thurneysens von Overbeck her nichts weiter als unsichere Reflexe gewonnen werden. Die ganze Verkoppelung Overbecks mit dem übrigen Zusammenhang macht den leidigen Eindruck eines Rezensionszufalls.

Drittens ist meines Erachtens Einspruch zu erheben gegen das Zitieren von Redewendungen aus persönlichen Gesprächen. Hartmann versucht, dadurch gewisse Beweise zu erhärten oder zu erbringen. Aber solche Redewendungen sind nie nachprüfbar und haben oft im Rahmen der größeren Redezusammenhänge eine ganz andere Bedeutung als die in der Wiedergabe angezogene. Außerdem geben sie — ganz abgesehen von dem persönlich Befremdlichen — einer wissenschaftlichen Abhandlung den fatalen Anschein, als würden sie nur deshalb zitiert, um an ihrem Orte gewisse Lücken in der Beweisführung zuzudecken, die sonst nicht auszufüllen sind. Ich meine damit, was Hartmanns Aufsätze angeht, im Besonderen nicht Lücken im logischen Gang seiner Darstellung, sondern Lücken in der Erkenntnis des Wesentlichen an Barths und seines Freundes Theologie.

Viertens scheint mir aber auch sonst die Beweisführung nicht einwandfrei zu sein. Barth sagt einmal: „Der Geist in allem Geistigen, das Humane in der Humanität, die Schöpfung im Kosmos, die Ueberlegenheit Gottes — das alles als kritische Potenz, als erlösende Bewegung, als klar werdender Sinn, als vorwärtsdrängende, Bedeutung gewinnende Erkenntnis verstanden — das ist Ostern" (Bibl. Frag. S. 27). Hieraus macht Hartmann den gewagten Ausdruck: „Ostern als kritische Potenz!" Oder Thurneysen sagt im Zusammenhang seiner Predigt so: „Das Menschliche muß niedergerungen werden, muß sterben, damit das Göttliche lebe. Dahinaus müssen wir uns verlieren, da an den Rand des Todes, wo uns nichts mehr in den Händen bleibt. In diese tiefe Not müssen wir uns stellen, damit wir aus den Abgründen heraus wieder schreien lernen zu dem lebendigen Gott. Wer einmal da außen und da unten steht, dem kann auch der leibhaftige Tod nicht mehr Schrecknis bieten. Er ist gestorben vor dem Sterben. Aber — wie ein Geheimnis sei es aufgedeckt — er hat auch das ewige Leben geschmeckt vor dem Sterben. Er hat das gelobte Land jenseits der Wüste gesehen und — oder sage ich schon wieder vorschnell zu viel? — betreten. Er hat zum mindesten jene hohe Schwelle erreicht, über die hinweg das Ende sich wieder zum Anfang wenden kann und wenden will. Er ist bis zu dem Punkte vorgedrungen, wo aus dem großen kritischen Nein des Todes das Ja des Lebens siegreich hervorbricht" (Zur inneren Lage S. 32). So sagt Thurneysen. Hartmann aber reißt aus dem ganzen Zusammenhang dieser Worte nur die Parenthese „wie ein Geheimnis sei es aufgedeckt" heraus, um damit seinen Mißverstand dessen, was unter Urgeschichte zu begreifen ist, als einer mystisch-absoluten sektenhaften Sache zu belegen. Leider ist festzustellen, daß dies nicht die einzigen Zitate sind, die zu monieren wären.

2

Der inhaltliche Grundfehler der Hartmannschen Ausführungen zeigt sich schon in ihrem Ansatz. Um ein Sprungbrett für seinen kritischen Anlauf zu gewinnen, konstruiert er für diejenigen, die sich dem religiösen Sozialismus verwandt fühlen, eine gewisse gleiche Einstellung in verschiedenen Dingen: in dem gemeinsamen Suchen nach dem Wesentlichen im Christlichen in Absicht auf das Sozialistische und umgekehrt, in der gemeinsamen Anerkennung der entscheidenden Bedeutung des Leiblichen und in der Gemeinsamkeit einer wenn auch noch so weitgezirkelten eschatologischen Spannung — dies alles aber zugleich in irgend einer gemeinsamen Beziehung zum Sozialismus oder zur Sozialdemokratie. Nun ist Hartmann mit diesem Nachweis gewiß im Recht; aber eine andere Frage ist, ob es gelingen kann, von ihm aus die Barth-Thurneysensche Front wirklich so aufzurollen, wie er es unternimmt, und ob nicht jene Punkte, die er mit den beiden Schweizern zugleich besetzt hält, nur taktische Punkte sind, die für die strategische Linie, aus der heraus Beide ihre Ausfälle machen, erst eine zweite Bedeutung haben. In der Tat täuscht sich der Angreifer sehr über diese Linie. Die Basis der angegriffenen Stellung liegt ja viel tiefer zurück als er meint. Es geht für Barth und Thurneysen wirklich nicht um die Frage nach dem inneren Berührungspunkt des wahrhaft Christlichen und wahrhaft Sozialistischen als solche, nicht um die Wertschätzung des Leiblichen als solche, nicht um die Eschatologie als solche. Diese Dinge tauchen innerhalb ihrer Fragestellungen eben nur deshalb auch auf, weil ihre Basis nichts geringeres ist als die eine große und grundsätzliche Infragestellung der Gesamtheit des Lebens. Gewiß reden sie aus der Lage des Christentums zu der Lage des Christentums; aber eben aus und zu der inneren Lage. „Die Lage selbst aber" — so sagt Heinrich Barth in seinem Aarauer Vortrag „Gotteserkenntnis" (S. 41) sehr bezeichnend — „was ist sie im Grunde anders als die immer von neuem erwogene

*) Es ist nicht des Herrn Verfassers Schuld, wenn diese Erwiderung erst jetzt erscheint.　D H

Problematik unseres Daseins?" Und Karl Barth stimmt seinem Bruder bei, wenn er das, was ihm die Bibel bietet, nennt: „die Einsicht, daß Erkenntnis Gottes das ewige Problem unsres persönlichsten Daseins ist, der Ursprung, von dem wir leben und doch nicht leben, von dem wir getrennt sind und doch nicht getrennt. Das ists, was in der Bibel vor allem zu lernen ist: höchste Dämpfung in den Beteuerungen unseres Glaubens oder Unglaubens, Silentium vielleicht, bis wir gemerkt, um was es sich da eigentlich handelt ... Wir sind Staub und Asche mit unserem Ja und Nein, das ist wahr" (Bibl. Frag. S. 8). Man muß also erkennen, daß, wenn die „Schweizer" auch einmal religiös-sozial reden, sie eben gerade das „Religiös-Soziale" als solches nicht meinen, sondern daß der Bohrer ihrer Fragestellung nach ganz anderen Tiefen hin angesetzt ist: nach der Wahrheit des Lebens überhaupt und der Religion insbesondere. Wer das uralte unde, qua re und quo modo nicht auch bei ihnen und gerade bei ihnen hört, der hört sie überhaupt nicht. Hier ist auch der einzige innerlich notwendige Berührungspunkt mit Overbeck, der einzige aber auch ganz starke Pfeiler jener Brücke, die Barth und Thurneysen von ihrem Ufer nach dem seinen geschlagen haben. Aber gerade diese doch ganz bedeutende Sache hat Hartmann nicht aufzuzeigen und zu beurteilen gewußt. Er kann es deshalb nicht, weil er die fundamentale Bedeutung der Wahrheitsfrage bei Barth, Thurneysen und Overbeck (!) nicht erkannt hat. Aus demselben Grunde stößt er auch mit dem Kern seiner weiteren Aufstellungen entweder direkt in die Luft oder geht sonst in die Irre. Denn er erkennt zwar richtig die „Forts" der feindlichen Stellung; aber eben, da er deren Basis nicht kennt, sieht er eines der zentralsten Forts als „Außenfort" (CW Sp. 106) an und greift die übrigen von der verkehrten Seite an. Dies ist zu erweisen.

Lißberg — Otto Herpel

Darf sich der Pazifismus auf das Evangelium berufen?

Vgl. Nr. 11 Sp. 196, Nr. 12 Sp. 215

Nicht das allgemeine Recht oder Unrecht des Pazifismus soll geprüft sein, auch nicht die religiösen Gründe, die für und gegen ihn sprechen, sondern die besondere, die geschichtliche Frage: Enthält das Evangelium Jesu die Verpflichtung zum Pazifismus? Hierüber müßten wir eine gewisse Einigung gewinnen, gleichviel, wie man zum Pazifismus selber steht.

Der pazifistische Laie ist auch mit dieser geschichtlichen Frage rasch fertig. Er beruft sich auf die Bergpredigt: auf das Gebot, dem Uebel nicht zu widerstehen und die Feinde zu lieben, und auf das „Selig sind die Friedfertigen". Besonders, wenn er weiß, daß die εἰρηνοποιοί des Grundtextes viel mehr sind als die Friedfertigen, es sind die Friedensstifter, die Pacifici, also ganz wörtlich die Pazifisten. Lehnt der Theologe die Deutung dieser Worte auf den Völkerfrieden ab, so sieht sein Gegner darin nur Falschmünzerei, nur die Absicht, sich der strengen Verbindlichkeit des Evangeliums zu entziehen; die theologische Dialektik bringe es ja immer und überall fertig, schwarz in weiß zu verwandeln und umgekehrt. Für den Prediger des Evangeliums ist es aber keine Kleinigkeit, wenn er, vielleicht von Juden oder Ungläubigen, den Vorwurf hinnehmen muß, daß er das Evangelium fälsche und wider das Gesetz Christi sündige.

Der Theologe weiß von vornherein, daß sich in der Bergpredigt kein allgemeinverbindliches Gesetz kund gibt, sondern ein „Individualismus, der alle Formen und Bedingtheiten des menschlich sittlichen Lebens überspringt und den Einzelnen nur in den einfachsten Verhältnissen von Person zu Person schaut", daß fast alle Worte, aus denen sie zusammengesetzt ist, „Augenblicksworte von hervorragendem Stimmungscharakter" sind. „Selbst das Gebot der Feindesliebe ist ein scharf zugespitztes, paradoxes Wort, das freilich eine ewige Wahrheit ausspricht, aber sich auch in kühnem Heroismus über alle Schwierigkeiten und Bedingtheiten des wirklichen Lebens hinwegsetzt." So Bousset in RGG I, 1039. Um die sittlichen Forderungen der Bergpredigt an unsere Zeit heranzubringen, muß man sie „zunächst einmal ganz an ihrem Ort und ihrer Umgebung belassen".

Nun weissagt freilich das Alte Testament leidenschaftlich von der Zeit, da die Völker „ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen". Aber von der eschatologischen Glut dieses Pazifismus ist im Neuen Testament, selbst in der Offenbarung Johannis, deren Palette doch wahrlich Raum für pazifistische Farben geboten hätte, kein Funke zu spüren; die Welt war offenbar von dem sittlichen Recht des Krieges überzeugt. Die Bergpredigt wollte aber nicht ein Programm für alle Zukunft geben, nicht Fragen lösen, die im Lauf der Weltgeschichte einmal auftauchen konnten; das Lebensgebiet, auf dem sie sich bewegte, lag durchaus im Gesichtkreis ihrer Hörer. Was sollte, selbst wenn es zu Jesu Zeit vereinzelt Pazifisten gab, den Fischern und Schiffern vom See Genezaret die Forderung des Pazifismus? Pries Jesus Menschen selig, die den Völkerkrieg verhinderten, dann mußte er sich an Herodes und Tiberius wenden, nicht an die Kleinbürger Galiläas. Dem Publikum der Bergpredigt Vorschriften für den Verkehr der Völker zu machen, das wäre, um mit Luther zu reden, wie wenn man ausgezehrten Großmüttern die Pflicht einschärfen wollte, ihre Kinder selbst zu stillen. So wenig Jesus seinen Jüngern die Aufhebung der Gerichtsbarkeit befahl — hätte das „Richtet nicht!" diesen Sinn, dann hätte es Jesus dem Landpfleger Pilatus vorgetragen —, so wenig hat er ihr Gewissen mit dem Pazifismus belastet. Er, über dessen gewaltige Predigtkunst sich alles Volk entsetzte, soll in seiner Predigt, zumal mit solcher Wucht, Fragen erörtert haben, die es für seine Hörer überhaupt nicht gab, die persönlich, tätig in Angriff zu nehmen sie keinerlei Möglichkeit besaßen?

Die fraglichen Stellen der Bergpredigt ließen sich nur dann pazifistisch verwerten, wenn der Pazifismus in der Gedankenwelt des Neuen Testamentes irgendwie eine Rolle spielte. Das ist aber nicht der Fall. Das Wort „Friede" kommt im Neuen Testament mehrere Dutzend Male vor; aber an keiner einzigen Stelle geht es zwingend auf den Frieden der Völker. Im Zusammenhang des Neuen Testamentes besagt das Wort „Friedensstifter" Matth. 5, 9 keineswegs „alles" (Chr. W. Nr. 12), umgekehrt, es besagt gar nichts, nämlich gar nichts für den Pazifismus. Der Friede ist Matth. 5, 9 wie anderwärts „Gleichmaß und Ruhe des inneren Lebens", die Friedensstifter sind Menschen, die in ihrem Wesen harmonisch, ausgeglichen sind und die deshalb eine beruhigende, beglückende Kraft ausstrahlen. So Johannes Weiß zu dieser Stelle; Holtzmann gräbt noch tiefer, ganz ins Jenseitige, und deutet die Friedensstifter, nach Kolosser 1, 20 und Epheser 2, 14—18, auf Menschen, die in Jesu Spur daran arbeiten, die Welt mit Gott zu versöhnen. Das war der Auftrag, den Jesus seinen Jüngern gab: Hausgenossen und Nachbarn, Juden und Volksfremde, Gott und die Welt zu versöhnen; ob aber die Legionen des römischen Kaisers das Recht hatten, zum Euphrat und zur Donau vorzustoßen oder nicht, dafür waren weder die Menge, die der Rede Jesu zuhörte, noch seine Jünger, an die sie gerichtet war, noch Jesus selbst zuständig.

Entscheidend ist der Vergleich von Matth. 5, 9 mit Jesu Wort, er sei nicht gekommen, „den Frieden zu senden, sondern das Schwert". Man hat dies Wort gelegentlich benützt, um den Krieg zu rechtfertigen, und die Pazifisten haben dagegen — mit vollem Recht — protestiert; wenn sie jetzt die „Friedensstifter" der Bergpredigt pazifistisch deuten, so treiben sie genau denselben Mißbrauch mit dem Evangelium!

Ich fasse zusammen. Die Stellen der Bergpredigt, die den Pazifismus zu fordern scheinen, haben in Wirklichkeit mit dem Pazifismus nichts zu tun. Die pazifistische Exegese wird ihrem Sinn so wenig gerecht, wie beispielsweise dem Sinn von Lukas 22, 32 die Deutung auf die Unfehlbarkeit des Papstes; beide verlegen spätere Entwicklungen in den Anfang und versündigen sich an der Klarheit des geschichtlichen Zusammenhangs. Andere Stellen des Neuen Testamentes kommen nicht in Betracht. Der Pazifismus war zur Zeit Jesu kein Problem; wenn aber doch, so waren die Hörer der Bergpredigt nicht berufen und nicht im Stande, es zu lösen.

Mit dieser Feststellung soll natürlich das Problem des Pazifismus nicht abgetan sein. Wir heutigen Christen haben auf manches Glaubensgut der neutestamentlichen Zeit verzichtet; umgekehrt haben sich aus unsrer Glaubens- und Lebenserfahrung auch Wahrheiten herausgebildet, die im Neuen Testament nur keimhaft oder gar nicht enthalten sind. Dazu könnte der Pazifismus recht wohl gehören. Aber die Auseinandersetzung gewänne an Wert und Sachlichkeit, wenn man ins Evangelium nicht hineinlegen wollte, was nun einmal nicht drinnen liegt, wenn sich also unsere pazifistischen Freunde nicht länger auf Jesus, den Jesus der Evangelien, berufen wollten. Zumal diese Berufung offen oder versteckt den bitteren Vorwurf in sich schließt, als stünden wir Andern nicht in der Nachfolge Jesu.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Nachwort des Herausgebers. Unsre Leser verstehen, daß es für mich nicht leicht ist, auf diesen Artikel zu antworten. Ich möchte mich äußerster Kürze befleißigen und eine gründliche Auseinandersetzung mit dem hier vertretenen Standpunkt auf spätere Zeit verschieben. Daß sie unvermeidlich ist, weiß ich.

Was den zuletzt eingeführten Vorwurf anlangt, so darf eine derartige Folgerung von dem Freunde nicht gezogen werden. Müßte das sein, so wäre ein entschiedenes Geltendmachen christlich begründeter Ueberzeugung gerade den ernstesten Problemen gegenüber nicht mehr möglich, ohne Freundschaft und Bruderliebe zu verletzen. Zwischen Kübel und mir handelt es sich ja aber gerade darum, daß wir uns gegenseitig in der Nachfolge Jesu wissen und doch verschiedener Meinung in einem wichtigen Punkte der Moral sind. Wir streiten ja gerade auf dem Grund einer weitgehenden fundamentalen Gemeinsamkeit in unserm Christentumsverständnis um ein besonderes Problem.

Einig sind wir auch darin, daß mit Matth. 5, 9 (so wenig wie mit Luk. 2, 14) das proklamiert ist, was wir Pazifismus nennen. Kübel hätte noch weit strenger mit mir ins Gericht gehen können, wenn er bei meiner Berufung auf das Wörtlein „Friedestifter" die persönliche Note nicht beachtete, mit der ich sie von vornherein begleitet habe: „Ich kann . . nur sagen, daß für mich das Wort Matth. 5, 9 eine Verpflichtung einschließt . . ." Denn ich weiß wohl, daß Jesus Aramäisch geredet hat und daß schalom in erster Linie salus (Heil) bedeutet und nicht pax (Friede). Aber die Logik der Gesinnung, die mir damit zugemutet ist, lasse ich mir durch nichts nehmen.

Nur darin sind wir wieder einig, daß die Moral der Bergpredigt niemandem als Gesetz auferlegt ist. Jesus hat uns überhaupt keine Gesetze gegeben, wie wir als seine Jünger uns nun im Leben bewähren sollen. Wiederum ändert das nichts für mich an dem Verpflichtenden der Bergpredigt.

Und so kann ich keine Besserung versprechen in diesem Punkt. Ich habe den Ausdruck „Pazifismus" für meine Haltung immer gemieden. Aber wie Kunstwart und Genossen zu einem „deutschen Pazifismus" sich bekennen, so will ichs gern, ihnen verwandt, mit einem „christlichen Pazifismus" halten.

R

Eine Pilgerfahrt zur Einheit

Der englische Bericht über die Genfer Weltkonferenz für Glaube und Verfassung der Kirchen (World Conference on Faith and Order) ist erschienen. Ein stattliches Heft von 95 Seiten: Report of The preliminary Meeting at Geneva, Switzerland, August 12—20, 1920. Er ist zu haben wie sonstige Drucksachen der Konferenz, von dem Sekretär, Herrn Robert H. Gardiner, 174 Water Street, Gardiner, Maine, U. S. A. Wir geben hier aus dem Bericht das vom 21. August 1920 datierte Schlußwort des Vorsitzenden der Konferenz C. H. Brent.

Eine Pilgerfahrt zur Einheit

Vor zehn Jahren führte eine kleine Gruppe von Christen den Plan aus, den sie zuerst bei einem heiligen Abendmahl erfaßt hatten, sich zusammen zu tun zu einer besonderen Pilgerfahrt, zur Einheit der zersplitterten Kirche Jesus Christi zu kommen. Es war nicht ein Plan von Menschen gemacht, sondern demütiges Bemühen, uns in Einklang zu setzen mit dem Willen unseres Herrn, den er in seinem Gebet daß sie alle eins sein mögen ausdrückt. Aus diesem bescheidenen Anfang ist eine weltweite Bewegung geworden, sodaß bei der „einleitenden Versammlung der Weltkonferenz für Glauben und Ordnung", die soeben in Genf abgeschlossen wurde, 80 Kirchen und 40 Nationen vertreten waren. Diese Konferenz ist ein Markstein auf unserer Reise und legt auch den Geist der Pilger an den Tag, von denen einige, wie die Deutschen und Rumänen, unter Aufwendung großer Kosten kamen.

Unsere Reise ist eine lange. Die Christen haben mehr als tausend Jahre gebraucht, um das ferne Land der Uneinigkeit, wo sie jetzt wohnen, zu erreichen. Wir können nicht in einem Augenblick wieder heimkehren. Einige der Pilger, die zuerst den Gedanken vor einem Jahrzehnt erfaßten, hätten nicht gedacht, daß sie in einem so kurzen Zeitabschnitt so weit kommen könnten, wie sie jetzt gelangt sind. Die Versuchung ist da, mit langsamem Fortschritt zufrieden zu sein und sich mit Weniger zu begnügen als mit dem Ziel, das Gott setzte: eine Kirche auf Erden, unter den Menschen, sichtbar und organisch eine. Teilweise Einigungen scheinen leichter möglich und Sonderbündnisse haben ihr Verlockendes, aber sie sind ungenügend. Unmöglichkeiten, die in Gottes Absicht liegen, sind das einzige Ziel, das für menschliches Vermögen hoch genug ist. Wir haben die Notwendigkeit der christlichen Uneinigkeit als etwas Selbstverständliches hingenommen, indem wir der Tatsache blind gegenüber standen, daß Einheit das erste, nicht das letzte, Erfordernis zu Gottes festem Fuß fassen unter den Menschen ist. Aber der blinkende Ehrgeiz der Abtrennung ist entsetzlich angesichts der zerrissenen, verwirrten Welt, die nach Führerschaft ausschaut und keine findet. Die Leistungen der Kirchen, von Anfang bis zu Ende, jede einzeln und alle zusammen genommen, sind kläglich im Vergleich zu ihren Versicherungen und Ansprüchen. Der Fehlschlag der Christenheit — und es war ein Fehlschlag — ist der unvermeidliche Bankerott eines Reiches, das in sich selbst gespalten ist. Sie wird weiter versagen, bis sie Einigkeit offenbart und all die Vorrechte und Reichtümer, deren sich jeder Teil gesondert erfreut, zur Verfügung des Ganzen gestellt werden.

Die Pilger wollen nicht behaupten, daß ihre Methode zu reisen die einzige sei, eben die Konferenz für Glauben und Ordnung, aber sie verfechten, daß ihr Ziel das alleinige ist, ihr Geist der alleinige für einen Pilger zur Einheit — der Kindessinn, der Gottes Absicht zu der seinigen macht, und der Brudersinn, der in jedem Christen seinen lieben Bruder sieht. Durch lange Zeit hindurch hat die Zwietracht in den Kirchen, groß und klein, mit wilder Flamme gebrannt und hat manches Reine geschwärzt und versengt. Sie ist noch nicht gelöscht. Der Geist der Zwietracht erfreut sich an dialektischen Siegen — welch ein hohler Triumph ist das! — und frohlockt höhnisch über einen geschlagenen Feind. Die Konferenz will nur der Wahrheit dienen; es ist ihr Schmerz, daß Klüfte unüberbrückt und gute Menschen einander entfremdet bleiben. Die Zwietracht hat große Achtung vor der eigenen Ueberzeugung und wenig vor der Anderer. Die Konferenz sucht die goldene Mitte unter den Getrennten und verlangt gegenseitige Achtung vor Ueberzeugung des Nächsten.

Eine Woche lang waren die Pilger in Verhandlung in Genf. Unterschiede des Gedankens wurden klar dargelegt und eine baldige Versöhnung schien nicht in Sicht; aber da war niemals ein Wort der Barschheit oder des Eigensinns. Die allgemeine Ueberzeugung konzentrierte sich darauf, daß kühnes Vorbringen vorhandner Schwierigkeiten die einzig feine Art sei, diese Schwierigkeiten beizulegen. Widersprüche tragen ein Geheimnis besonderen Eigenbesitzes in sich; wird dieser in harmonische Beziehung zu dem Ganzen des Planes Gottes gebracht, offenbart er sich als ein zur Vollendung notwendiges Zusatzelement. Das Studium der Kirche: wie sie im Geiste Gottes besteht? worin ihre Einheit liegt? wo die Quellen ihrer Eingebungen fließen? wie man zum besten sprachlichen Ausdruck eines lebendigen Glaubens komme? beschäftigte die Gebete und Gedanken der Pilger während der Konferenz und wird sie noch lange beschäftigen. Glaube erst und dann Ordnung. Zuerst der innere Grundsatz des Lebens, das Ideal, und dann die Art, es auszubreiten und durch organische Selbstregierung zu schützen, was man hat.

Der Wettbewerb der Kirchen empfing einen tötlichen Schlag durch das einige Vorgehen der Pilger. Es ist eine Sünde gegen die Liebe, zu versuchen, einen Christen von seiner eigenen Kirche loszulösen, um einer andern Kirche ihre Stammrolle zu vermehren. Schaf-Diebstahl wird in der Welt der Viehzüchter als Verbrechen angesehen: als was sollte es nun erst von den Unterhirten des Guten Hirten angesehen werden? das ist eine Frage, die die Pilger allen Kirchen vorlegen. Wird denn wirklich der ganzen Welt das Evangelium gepredigt? Die Zahl der Unbekehrten und Unberührten bildet in jeder beliebigen Gemeinde die Mehrheit. Eine gemeinschaftliche Anstrengung, die zu gewinnen, die Christum nicht kennen, ist unsere erste Pflicht.

Der Geist Gottes war die Stärke der Pilger. Er machte uns eins in unserer Kameradschaft. Die Konferenz war ein lebender Körper. Leben berührte Leben, Nation berührte Nation, der Geist des Ostens hielt Zwiesprache mit dem Geist des Westens wie vielleicht nie zuvor. Auf Einladung versammelten wir uns am letzten Tage der Konferenz — es war das Fest der Verklärung Christi nach dem östlichen Kalender — in der russischen Orthodoxen Kirche in Genf zum heiligen Gottesdienst der göttlichen Liturgie. Anglikaner, Baptisten, Altkatholiken, Presbyterianer, Wesleyaner, Lutheraner, Quäker, alle waren da, und alle, um Gottesdienst zu feiern. Der Metropolit von Seleucia sprach zu den Pilgern in geistvoller Rede von seiner eigenen Freude über die Vision der Einheit und sagte, daß aus den verklärten Mühen und Sorgen der Gegenwart sich die Herrlichkeit der Zukunft erheben würde. Wir aus dem Westen haben den duftenden, anmutigen Gottesdienst des Ostens nötig. Die Schönheit Gottes füllte Seinen Tempel. Wir fühlten, daß wir in die Perlentore der Apokalypse eingezogen waren, und wir kamen heraus mit Manna und Weintrauben in den Händen und Süßig-

keit in der Seele unter dem Zauber des mystischen Ostens. Es war schicklich, daß wir sofort gewisse Vorschläge der Orthodoxen Kirchen, die gesund und stark sind, berieten, die Mitarbeit und Kameradschaft betrafen. Einige Minuten später, und die Konferenz war eine Tat der Geschichte geworden, eine Hoffnung und eine Vision.

Die Pilger gehen heim mit vermehrter Begeisterung, Ueberzeugung und Verantwortung. Keiner reiste unbewegt ab. Wer kann sagen, was ein weiteres Jahrzehnt in dieser Bewegung hervorbringen wird? Aber sie liegt in den Händen Gottes, von dem sie kam und dem sie gehört. Uns gebührt nur, so weit wir es erkennen, Sein zu sein. Direkt und indirekt hat sie sich schon weit erstreckt. Ihre Möglichkeiten können nur an unserm Willen, diese zu erforschen, gemessen werden. Sie werden völlig verwirklicht werden, wenn wir Pilger fortfahren, uns zu bemühen, unsern kleinen Teil zu tun, wie Gott, dessen Mitarbeiter wir sind, Seinen großen Teil vollbringt. Eines Tages wird es nur Eine Herde unter Einem Hirten geben. In uns Pilgern lebt dieser Glaube; wir geloben unsere Reise fortzusetzen, bis wir den Himmel erreichen, wo wir sein möchten.

C H Brent

Die Weltkonferenz für Glauben und Verfassung hat schließlich vier Fragen in Umlauf gesetzt, die soll man in örtlichen Versammlungen besprechen und Antwort an den Bischof von Bombay, Malabar Hill, Bombay in Indien, einsenden. Sie lauten (in vier Sprachen, Englisch, Französisch, Deutsch und Griechisch verbreitet):

1. Welches Maß von Einheit in Glaubenssachen ist erforderlich in einer wiedervereinigten Kirche?

2. Ist eine Feststellung dieses Glaubens in Form eines Symbols notwendig oder wünschenswert?

3. Wenn ja, welches Symbol soll angenommen werden? oder welche andere Formel wäre wünschenswert?

4. Welchen eigentlichen Zwecken soll ein Symbol oder Glaubensbekenntnis dienen?

Ein schwedischer Bericht über die Notlage der evangelisch-unierten Kirche in Polen

Waldus Bengtson, Oberpfarrer der Oskarkirche in Stockholm, hat auf einer Studienreise durch Polen festgestellt, daß die Nachrichten über die Intoleranz der polnischen Bevölkerung und ihrer Verwaltungsorgane gegenüber der evangelisch-unierten Kirche im ehemals deutschen Teilgebiet Posen und Westpreußen keineswegs übertrieben sind. Er sandte einen ausführlichen Bericht darüber an die vom Erzbischof D. Söderblom berufene, vom 4. bis 6. März in Upsala tagende evangelische Bischofskonferenz, dem wir — stark gekürzt — Folgendes entnehmen:

Die evangelisch-unierte Kirche in den ehemals deutschen Teilgebieten ist durch polnische Uebergriffe und Unterdrückungen in ernster Gefahr! Der Minderheitenschutzvertrag zwischen Polen und den alliierten Mächten wird fortwährend verletzt und damit zugleich der Friedensvertrag von Versailles. Allerdings ging die Oberhoheit des Staates über die Kirche in den annektierten Provinzen von Preußen an Polen über, und die Provinzialsynode in Posen erkannte diese Oberhoheit auch an. Jedoch nur in gewissen äußeren Angelegenheiten. In allen das innere Leben betreffenden Fragen war ihr seit längerer Zeit volle Freiheit gelassen worden. Der König von Preußen hatte, als summus episcopus, das Recht kirchliche Behörden zu ernennen und Synoden einzuberufen; aber dabei ließ er sich nicht durch Staatsbeamte, sondern durch Angestellte der Kirche beraten. Da es keine Monarchie mehr gibt, muß dieses Recht naturgemäß an die Kirche zurückfallen. Die römisch-katholische Republik Polen beansprucht jedoch den Episkopat über die evangelische Kirche mit weit ausgedehnteren Rechten als der frühere summus episcopus; ein Erlaß der Regierung in Posen bestimmt, daß lediglich die polnische Regierung die höchsten Würdenträger der evangelisch-unierten Kirche zu ernennen habe, ebenso wie das Oberhaupt und die Mitglieder des evangelischen Konsistoriums; auch soll ihr das Recht zustehen die Wahlen zur Synode zu beeinflussen und zu leiten.

Ebenso schlimm ist es um den geistlichen Nachwuchs bestellt. Bisher wurden die Kandidaten der Theologie von ihrer eigenen Kirchenkommission geprüft: von jetzt an soll die Prüfung durch eine staatliche Kommission erfolgen, die im Namen ihres römisch-katholischen Staats die Befugnis hat, evangelische Kandidaten abzulehnen. Außerdem müssen die Kandidaten mindestens zwei Jahre an der Universität Warschau studiert haben, wo in größter Eile ein Lehrstuhl für evangelische Theologie als Anhängsel der katholischen Fakultät gegründet worden ist. Die Vorlesungen und Prüfungen finden in polnischer Sprache statt, und wer nicht polnischer Untertan ist, d. h. mindestens zehn Jahre in Polen gelebt hat, darf, trotz bestandener Examen, nicht ordiniert werden! Dabei zählen die nicht polnisch sprechenden Gemeinden 800 000 Köpfe.

Artikel 21 des Gesetzes lautet: „Die Mitglieder des Konsistoriums, die Superintendenten und die Geistlichen müssen vor Antritt ihres Amtes und vor der Ordination schwören, die Freiheit, Unabhängigkeit und Machtentfaltung der Republik Polen mit allen Mitteln zu unterstützen“: wahrlich ein Eid, der die Gewissensfreiheit aufs gröblichste verletzt! Die römisch-katholische Kirche dagegen untersteht lediglich dem apostolischen Stuhl und wird durch eigene Gesetze regiert. Deshalb verlangt die evangelische Kirche das gleiche Recht der Selbstregierung wie die katholische. Sie erkennt die Oberhoheit des polnischen Staates an, will sich aber in kirchlichen Angelegenheiten nur den Beschlüssen ihrer obersten kirchlichen Behörde, des evangelischen Konsistoriums in Posen unterwerfen. Zugleich beansprucht sie in innerem Zusammenhange mit der deutschen Mutterkirche und der Generalsynode bleiben zu dürfen.

Bis jetzt hat die Mutterkirche an die evangelisch-unierte Kirche in Polen ungefähr 4 250 000 Mark jährlich zur Bestreitung von Gehältern, Pensionen usw. ausgezahlt: ohne diesen Zuschuß würde ihre materielle Existenz schwer gefährdet sein. Alle diese Forderungen sind durchaus berechtigt, laut Artikel 93 des Friedensvertrages von Versailles:

„Polnische Staatsbürger, auch anderer Rasse, Religion oder Sprache angehörend, haben Anspruch auf eine gleiche Behandlung wie die übrigen polnischen Staatsbürger. Sie sollen insbesondere das Recht haben, auf ihre eigenen Kosten religiöse, wohltätige und soziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanstalten zu gründen und zu verwalten, mit freiem Gebrauch ihrer Muttersprache und freier Ausübung ihrer Religion.“

Der Kampf, den die evangelisch-unierte Kirche in Polen jetzt um ihre geistige und materielle Freiheit kämpft, ist auch noch für andere Kirchen eine Lebensfrage; ähnliche Probleme bestehen im Freistaat Danzig, im Ostmemeler Gebiet, in Eupen-Malmedy, in Rumänien, Jugo-Slawien, Ungarn und in den von Oesterreich an Polen abgetretenen Gebieten.

Außer diesen Verfassungskämpfen werden, in den von Deutschland abgetretenen Ländern, Geistliche und Lehrer so hart und ungerecht behandelt, daß von den etwa eine Million betragenden evangelischen Deutschen bereits mehrere Hunderttausende das Land verlassen haben. Von den 60 000 deutschsprechenden Einwohnern der Stadt Posen sind nur noch etwa 15 000 übrig geblieben. Einige tausend Menschen fliehen in bitterster Armut allwöchentlich über die Grenze.

Der Grund dieser allgemeinen Auswanderung ist das Konfiskationsgesetz. (Art. 297 des Friedensvertrags von Versailles.) Dieses Gesetz bestimmt, daß alle seit dem Jahre 1908 in den abgetretenen Gebieten ansässigen Deutschen nur mit besonderer Erlaubnis der polnischen Regierung polnische Staatsbürger werden dürfen: Aber noch niemals ist eine solche Erlaubnis bisher erteilt worden, sodaß Tausende über die Grenze flohen, um ihren Besitz zu retten. Kaufleute und Fabrikanten werden ebenfalls, durch Verletzung des Artikels 7 des Vertrags, gezwungen auszuwandern, weil ihnen keinerlei Rohmaterialien mehr geliefert werden.

Fast sämtliche evangelische Schulen und ihre Besitztümer sind in polnische Hände übergegangen. Die Mehrzahl der 7200 internierten Deutschen gehörte dem Lehrerstande an.

Zahlreiche evangelische Geistliche mußten ins Gefängnis wandern; sie haben jetzt zum größten Teil ihre Freiheit wiedererlangt, aber durch systematisch betriebene Einquartierung polnischer Soldaten gerade in ihren Häusern so schwere Drangsale erdulden müssen, daß sie ihre Kirchen verließen und entflohen, — Zustände, die an die Zeit der Hugenottenverfolgungen erinnern. Infolgedessen löste sich eine Gemeinde nach der anderen auf, und heute erhalten etwa 20 bis 25 000 evangelische Kinder keinen Religions- und Konfirmationsunterricht mehr!

Auch nach dem weltlichen Besitz der evangelisch-unierten Kirche streckt die polnische Regierung gierige Hände aus. Ein heißer Kampf entbrannte um das 1911 mit einem Kostenaufwand von 2½ Millionen Mark neu erbaute wundervolle Diakonissenheim in Posen, mit seinem erstklassigen Krankenhaus und seinen kostbaren Laboratorien. Zuerst verlangte der Gouverneur von Posen, im Namen der römisch-katholischen Kirche, die feste Anstellung eines katholischen Kaplans am evangelischen Diakonissenheim. Auf die abschlägige Antwort des Superintendenten hin machte man ihm den Vorschlag, die ganze Anstalt unter ein katholisches Syndikat zu stellen: auch diese Zumutung wurde abgelehnt. — Darauf tauchte plötzlich das Gerücht auf, die Anstalt würde zum Verkauf gestellt werden. Trotz wiederholtem, energischem Einspruch wurde dieses falsche Gerücht monatelang aufrecht erhalten, was eine starke Verminderung der freiwilligen Beiträge zum Besten der Anstalt zur Folge hatte. — Der nächste Angriff geschah im Namen des Konfiskationsgesetzes; aber auch in diesem Falle bewies der Superintendent, daß die Anstalt denselben Gesetzen unterworfen sei wie eine evangelische Kirchengemeinde und das Konfiskationsgesetz für sie deshalb nicht anwendbar sei.

Neuerdings hat ein Aerztekongreß in Posen erklärt, das Diakonissenheim werde unbedingt für die medizinische Fakultät der Posener Universität gebraucht! Daraufhin wurde — diesmal von der Stadtverwaltung — die Forderung gestellt, die Anstalt käuflich zu erwerben, um eventuelle Gewaltmaßnahmen zu verhindern! Man könne ja sonst auch — so hieß es — die Anstalt zu militärischen Zwecken benötigen! Dies ist zum Teil schon geschehen: der ehemals stille Frieden des Diakonissenheims wird durch wüsten Soldatenlärm entweiht.

Und nicht einmal die Gräber werden verschont; der Anstaltskirchhof wird zu baulichen Zwecken gebraucht und die Gräber sollen geöffnet werden: dabei ist der Friedhof ringsum von unbebauten Geländen umgeben! —

Zum Schluß faßt Bengtson die Drangsale der evangelisch-unierten Kirche nochmals zusammen:

Ihrer Synodalfreiheit beraubt und des Rechtes, ihre eigenen Führer zu wählen; beraubt des Rechtes freier Gesetzgebung; abgeschnitten von der geistigen, rituellen und konfessionellen Verbindung mit der Mutterkirche und ihre wirtschaftliche Unterstützung entbehrend; um mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder vermindert; hart bedrängt durch eine ihr feindlich gesinnte, römisch-katholische Staatsgewalt, die, in heimlichem Einverständnis mit ihrer Kirche, evangelisches Kirchengut begehrt, — scheint diese Kirche dem Untergange geweiht zu sein, wenn die polnische Regierung nicht veranlaßt werden kann, die Bedingungen des Versailler Vertrags innezuhalten und der Kirche gegenüber ein anderes, mehr dem Geiste des Vertrages entsprechendes Verfahren einzuschlagen.

Noch ist das letzte Wort über die Zukunft der evangelisch-unierten Kirche nicht gefallen. Noch kann die drohende Gefahr vielleicht abgewendet werden; aber die hierfür geeigneten Maßnahmen müßten ohne Aufschub einsetzen. Eile tut not! Alle Nationen sollten sich vereinen, um durch entschiedenen Einspruch die letzten Rechte der evangelisch-unierten Kirche Polens vor gänzlicher Vernichtung zu retten. P Baltzer

Inzwischen hat in Upsala eine Schiedskonferenz stattgefunden, an der außer den Vertretern der polnischen Kirchen (Bursche-Warschau, Blau-Posen, Zöckler-Stanislau) schwedische, norwegische, dänische, esthnische, finnische und methodistische Kirchenmänner teilnahmen. Sie haben sich auf Sätze geeinigt, die hoffentlich entwirrend und bessernd wirken werden, und die im neusten Hefte der „Eiche" (Nr. 2, April) S. 170 f. zu finden sind. D H

Wöchentliche Chronik

Die Wahlen zur gesetzgebenden preußischen Generalsynode sind nach der Voss. Ztg auf 25.–27. Juni angesetzt. Das Blatt sieht darin eine Nichtachtung der Großstädte.

Die Abgeordnetenversammlung der preußischen Pfarrervereine fordert für die Wahlen zur verfassunggebenden Kirchenversammlung: 1. Tatsächliche Gleichstellung aller Pfarrer in einer Gemeinde nach rheinischem Vorbild, 2. Entlastung der Pfarrer von Verwaltungsgeschäften, 3. Wahl der Superintendenten auf Zeit, 4. Einrichtung von Pfarrerausschüssen, 5. Uebertragung der Kirchenleitung an einen der Synode verantwortlichen Geistlichen.

In Berlin fand eine niederdeutsche Woche statt, bei der schleswig-holsteinische Pastoren plattdeutsche Predigten hielten.

Die 3 liberalen Prediger am Bremer Dom haben unter dem Namen „Religiös-liberaler Jugendbund des Bremer Doms" eine Organisation von über 1000 jungen Männern und Mädchen mit Sektionen für Mission, Weltanschauungsfragen, Dramatik, Musik und Beihilfe bei der Gemeindepflege geschaffen.

Am 16. April hat in Rom im Saal der deutschen evangelischen Gemeinde eine Wormsfeier stattgefunden.

Die lutherische Gemeinde in Elbeuf (Seine Inf.) hat aus Anlaß eines ersten lutherischen Gottesdienstes in einem neu angekauften Gebäude dem Lutherischen Gotteskasten, von dem sie bis 1914 unterstützt wurde, ein Dankschreiben geschickt.

Die reformierte Kirche Frankreichs verlangt von den jungen Theologen drei praktische Probezeiten während der großen Ferien in jedem Jahre, im ersten bei einem Landpfarrer, im zweiten unter der Arbeiterbevölkerung einer Großstadt, im dritten bei einem in evangelistischer Arbeit wirkenden Pfarrer.

Nach einer Meldung der Times aus Melbourne hat die australische Regierung beschlossen, den deutschen Missionaren zu gestatten, in den von Australiern verwalteten Gebieten zu bleiben.

Von Personen. Präses der Provinzialsynode Pfarrer Wolff-Aachen wurde D. von Bonn. Berufen: Prof. D. Rudolf Otto in Marburg nach Berlin zum Nachfolger von Kaftan und nach Halle zum Nachfolger von Kattenbusch. E St

Verschiedenes

Bischöfliche Verfassung? Wie kommt es nur, daß die Fragen der Kirchenverfassung, Urwahlen, Frauenstimmrecht, Pfarrwahl usw. die weiten Kreise unseres Kirchenvolkes so gar wenig interessieren? Doch wohl daher, daß alle diese Fragen ursprünglich in einem ganz andern Körper entstanden sind, nämlich im Staat, und erst hinterher auf die Kirche übertragen sind. Ich bezweifle nicht, daß es notwendig ist, die Verfassung der Kirche den jeweiligen Staatsformen anzupassen, in denen sie lebt, und halte deshalb eine „Demokratisierung" der Kirche für unerläßlich. Aber alle diese Fragen haben keinerlei religiösen Hintergrund und keinerlei religiöses Ziel. Ganz unbekümmert darum sucht ein hessischer Pfarrer, Carl Veller,*) im Hinblick auf seine Heimatkirche nach der Verfassung, die dem religiösen Beruf der Kirche am meisten Rückhalt und Förderung verleiht. Und dabei tritt ihm die Verfassung des geistlichen Standes in den Vordergrund. Er ist fest davon überzeugt, daß auch die evangelische Kirche vom Pfarrerstande lebt, und sucht den Grund für alle Mängel der Kirche in solchen des Pfarrerstandes. Die Hauptsache ist, daß der Pfarrerstand in der Kirche Luthers vom religiösen Individualismus zersetzt ist und keinerlei Autorität, Einheitlichkeit und Zucht und deshalb auch keine gesammelte Kraft besitzt. Er ruft in diesem Sinne nach einer bischöflichen Verfassung, „ohne daß ihm an dem Namen Bischof das Geringste liegt". Das bedeutet zunächst eine völlige Aenderung der individualistischen Ausbildung der Theologen auf der Universität. An Stelle der akademischen Freiheit tritt der Konviktsgedanke und die Aufsicht eines Studienleiters, gemeinsame Uebungen, Andachten, Spaziergänge, Mahlzeiten und Bibellektüre, Studium nach genau vorgeschriebenem Plan, Auslese der Begabten zur Ausbildung in Spezialfächern, strenge Kontrolle der Lebensführung. Ferner: Einheitlichkeit der Pfarrgeistlichkeit auch im äußeren Auftreten, schwarze Amtskleidung, schwarze Stiefel, schwarzer Hut auch im Sommer, kein Schnurrbart, kein Rauchen in der Oeffentlichkeit, Alkoholenthaltung, keinerlei Beteiligung am politischen Leben, selbst nicht an den Wahlen, Abstufung innerhalb des Klerus mit Ueberordnung und Unterordnung und Einbeziehung auch nicht akademisch vorgebildeter Kräfte, Einheitlichkeit der Gottesdienstordnung, des Choralgesanges und der kirchlichen Gebräuche. Und nun das Wichtigste: Pflege der Gemeinschaft unter den Pfarrern nicht nach willkürlicher Neigung, sondern auch als Amtspflicht, persönliche Führung der Geistlichkeit durch erwählte Führer, die Dekane, über ihnen der Bischof des größeren Kirchenbezirks und das Bischofskolleg der Landeskirche (warum nicht, das wäre konsequenter, der Erzbischof?), häufige Besuche der Geistlichen durch die erwählten Führer, Ernennung der Pfarrer, Festsetzung der Gottesdienstordnung, Erlaß der Lehrordnung, Disziplin ausschließlich in Händen des Bischofs ohne Mitwirkung von Verwaltungsbehörde und Landessynode. Ein unbedingtes Pietäts- und Autoritätsverhältnis muß zwischen dem Bischof und seiner Geistlichkeit bestehen. Wünschenswert ist, als Bischöfe Personen zu wählen, die gerade nicht aus dem engen Kreis der eignen Landeskirche hervorgegangen sind. Man suche nach „Kirchenfürsten im besten Sinne des Wortes". Die Pfarrwahl durch die Gemeinden muß rücksichtslos beseitigt werden. Außer den Geistlichen muß den Bischöfen ein Stab freier kirchlicher Arbeiter für Volksmission, Presse, Bildungswesen, innere und äußere Mission und Aehnliches zur Seite stehen. Ebenso müssen die Bischöfe den Religionsunterricht der gesamten Jugend unter ihrer wirksamen Aufsicht haben. Die Disziplin über die Geistlichen soll nicht nach juristischen, sondern nach pädagogisch-psychologischen Normen geübt werden.

Veller verhehlt sich nicht, daß auch mit dem Allem die Kirche, die unser Volk braucht, noch nicht gewonnen ist. Eine Kirche bedarf einer einheitlichen Religionslehre. Die Verschiedenheit der Richtungen muß aufhören. Er hält für möglich, eine solche einheitliche Theologie zu erreichen, wenn man den Weg beschreitet, den Ricarda Huch in dem Buch „Der Sinn der Heiligen Schrift" gewiesen hat. „Hier wird uns ein Ausweg aus dem Labyrinth der wissenschaftlichen Theologie gezeigt, die die Kirche zu einem theologischen Museum gemacht hat." Es sei möglich, eine praktische religiöse Heilslehre zu geben, zu der sich jeder Fromme aufrichtig bekennen kann. Ohne dies Herzstück einer im Wesentlichen einheitlichen religiösen Lehre ist die bischöflich verfaßte Kirche zur Lüge verurteilt; das sind starke Worte, es soll wohl heißen: ohne das ist sie keine Kirche.

Ich habe lange kein Schriftchen gelesen, das mich so von Anfang bis zu Ende interessiert hat wie dieses. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es in vielen Sätzen stärksten Widerspruch bei mir auslöst. In Sonderheit das zuletzt Erwähnte über die Gewinnung einer einheitlichen religiösen Lehre scheint mir kurzweg dilettantisch. Aber es ist nicht zu leugnen, daß Veller mit ganz außerordentlicher Schärfe wesentliche Mängel unseres Kirchentums erkannt und mit lobenswertem Freimut genannt hat. Es ist doch so, die Kraft der Kirche hängt vom Pfarrerstande ab, und die Zerrissenheit und Zersplitterung des Pfarrerstandes, seine Schwerfälligkeit und Zusammenhangslosigkeit lähmt die Kraft der Kirche. Unsere Zeit hungert nach persönlicher Führung, und ich fürchte, die modernen Verfassungsbestrebungen werden den Pfarrerstand noch weiter zerreißen, in seinem Einfluß noch weiter zurückdrängen und der Willkür noch größeren Spielraum bieten als bisher. Bei allem Respekt vor den theologischen Fakultäten und aller Hochachtung vor der wissenschaftlichen Theologie muß gesagt werden, daß die Erziehung des geistlichen Nachwuchses nicht so bleiben kann wie bisher. Unsere Kirche braucht eben nicht nur wissenschaftliche Theologen, sondern praktisch geschulte Arbeiter, und braucht auch nicht nur Gemeindepfarrer, sondern Berufsarbeiter auf allen möglichen Gebieten, und es ist kein Zweifel, daß wir von der katholischen Kirche auf diesem Gebiete viel lernen könnten. Vellers Schrift wird wahrscheinlich von allen Seiten schroff abgelehnt werden; umsomehr scheint es mir Pflicht zu bekennen, daß es mit der bloßen Ablehnung nicht getan ist. Er hat den Finger auf Wunden unseres kirchlichen Lebens gelegt, die nach Behandlung und Heilung schreien. Erich Foerster

*) Was bedeutet die bischöfliche Verfassung einer evangelischen Kirche? Im Blick auf Hessen beantwortet. Als Handschrift gedruckt bei L. Schmidt, Mainz-Bretzenheim, 1921.

Kleine Mitteilungen. Die Christliche Welt ist immer spröde gewesen gegenüber Geburts- und Jubeltagen. Das hängt mit Eindrücken von Personenkultus aus früher Jugendzeit zusammen. Es wurde unterstützt durch den ersten Verleger unsers Blattes, der zugleich Redakteur der Grenzboten war, Johannes Grunow, und der für seine Grenzboten die Maxime befolgte von Jubiläumsartikeln abzusehen, weil das Publikum in solchen Tagen, von allen Seiten mit Aufsätzen über denselben Gegenstand verfolgt, schließlich keinen davon mehr lese. Indessen, wir haben mit unsrer Harnack-Nummer wieder einmal eine Ausnahme gemacht. Und es bleibt doch Tatsache: ohne Harnack gäbe es die Christliche Welt nicht. Keine „Ritschlsche Schule" oder dergleichen hat sie hervorgebracht, sondern sie ist die Frucht einzig des Kreises, der 1877/78 in Leipzig um Harnack sich sammelte, näher der Freundschaft, die damals Bornemann, Loofs, mich und Andre aus diesem Kreise, ein wenig später vor allen Drews, verband. So haben denn auch wenigstens Loofs und ich den 70. Geburtstag in Berlin mitgefeiert: den Vorabend im kirchenhistorischen Seminar, der durch die Seniorin mit trefflicher Ansprache eingeleitet wurde, den Hauptakt mit seinen offiziellen Reden (Seeberg für die Fakultät, Minister Becker usw.; besonders eindrücklich war mir das Auftreten der Kaiser-Wilhelmsgesellschaft: es steckt in dieser Gründung mehr Geist und Werk Harnacks, als man in unsern Kreisen weiß und übersieht) und die Nachfeier in der Familie. Man durfte das in der frohen Zuversicht mitgenießen, daß für den Gefeierten und seine köstliche Frische noch nicht aller Tage Abend gekommen sei. Wer aber nicht dabei war, der wird wohltun einmal in die beiden Festschriften zu schauen, von denen die eine Fachgenossen, die andre Schüler dem Meister gewidmet haben, jene bei J. C. B. Mohr, diese bei J. C. Hinrichs erschienen ist. — Zu guter Letzt war es mir vergönnt, nachdem ich am Sonntag Mittag „Musik bei Goethe" gehört, am Abend noch Haaß-Berkow zu sehn. Ein langer Wunsch wurde mir damit erfüllt. Das Paradeisspiel und den Totentanz. Viele unsrer Leser und Leserinnen kennen ja Haaß-Berkow schon, vor allen unsre sächsisch-thüringschen Freunde. Vor einem Vierteljahr sah ich im großen Schauspielhaus vor Tausenden Hofmannsthals „Jedermann" aufführen. Nun hier in der Aula eines Charlottenburger Gymnasiums diese Spiele. Dahinter stand die Berliner „Jugendbewegung". Und der Raum war gestopft voll von jungem Volk, alle Gänge bestanden, alle Fenster besessen; kein Apfel konnte zur Erde. Aber Eva nahm ihren Apfel und aß und gab ihrem Manne auch davon. Schönheit der Darbietung half einem leicht zur Naivität des Genusses. Tiefer noch ging die Wirkung des Totentanzes. Die Freunde sollen das, wo sie Gelegenheit haben, sich nicht entgehen lassen. Es war der Künstler selbst, der den Tod spielte. Ich höre, daß man dem Totentanz auch schon Kirchen geöffnet hat. Die Wirkung ist auch im Saale groß; möglich schon, daß in der Kirche ein kultisch-heiliges Gefühl noch hinzukommt, das sie religiös vertieft und nachhaltiger macht. Man kann sich der Mystik dieser Mysterien nur freuen.

— Für das nächste Quartal wird der Bezugspreis der Christlichen Welt auf 12 Mk. erhöht werden müssen. R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Montag 23. Mai 4 Uhr Luisenschule, Prälatenstr.: Der Einfluß der Moral auf die Politik. Schümer.

Theologische Konferenz in Giessen

26. Mai im Gemeindesaal der Johanneskirche

D. Bultmann: Das Neue Testament und die formgeschichtliche Forschung

D. Kattenbusch: Gott erleben und an Gott glauben

Zu verkaufen:

1. Doré. Bilderbibel. 2 Bände. Großfolio, schwer Leder.
2. Patrum apostol. op. ed. Gebhardt, Harnack, Zahn in 1 Band gebunden.
3. Kautzsch Apokryphen und Pseudepigraphen des A T. wie neu.
4. Gottfried Menken Schriften, 4 Teile in 2 Bänden.
5. Besser, Bibelstunden, 10 Bde.
6. Christl. Welt 1888—1903 teils gebunden, teils geheftet.

Porto zu Lasten des Käufers. Angebote unter H. R. an den Verlag der Christlichen Welt.

DIE TEURUNG

nötigt jedermann, der mit beschränkten Mitteln auskommen muß, zu wohlüberlegter Sparsamkeit. Auch in der Bestellung von **Drucksachen!** Unser Setzmaschinenbetrieb mit der schönen, schmalen und klaren Frakturschrift der C. W. ermöglicht **Ersparnisse** in den Kosten, freilich nur bei deutlichem, sorgfältig durchgearbeitetem Manuskript. Gewähr für einwandfreie Hauskorrektur.

Druckerei BAUER, Marburg

Schloß Elgersburg

Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

Bitte der Marburger Theologenschaft

Die in der „Marburger Theologenschaft" vereinigte Gesamtheit der Theologiestudierenden an der Universität Marburg bittet auch in diesem Semester angesichts der immer größeren Büchernot und -Teuerung herzlichst um Ueberlassung von **theologischer Fachliteratur** zu Antiquariatspreisen.

Man sende ein Verzeichnis der betreffenden Bücher mit Angabe des Titels, Verfassers, Auflage und des verlangten Preises an unsern dzt. Bücherwart stud. theol. **Wilhelm Kokemüller, Marburg** (Lahn), Kaffweg 9.

Soeben erschien:

Die soziale Botschaft des Christentums

für unsere Zeit dargestellt in Ansprachen von Männern und Frauen verschiedener Richtungen und Parteien.
Herausgegeben von **D. F. Siegmund-Schultze.** 15 Mk.

Mitarbeiter: Exz. D. Michaelis, Niebergall, Paul und Ed. Le Seur, Arnold, Spiecker, Gottfried Naumann, Dehn, v. Wurster u. A.

Inhalt: Amos, Sozialismus Jesu, Wichern, Bodelschwingh, Armut und Würde, Religion und Kultur, soz. Pflicht der Studenten, Jugendvereine, die ev.-soz. Frau, Arbeiter und Kirche. Diese Musteransprachen bieten in umfassender Form reiche Anregung.

In **zweiter** Auflage erschien:

Frische Kraft

Andachten für alle Tage des Jahres.
Herausgeg. von **Herm. Josephson.** Geb. 22 Mk., Halbl. 27 Mk.

Mitarbeiter: Blau, Cordes, Dibelius, Frl. Fesche, J. v. Hindenburg, Mahling, Niemöller, Exz. Michaelis, Schlatter, Spiecker u. A.

Aus der Not der Zeit entstanden für den modernen Christen.

C. Ed. Müllers Verlag (P. Seiler) Halle a. S.

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **des freien Christentums. Festpredigten:** Advent. Weihnachten. Passion. Karfreitag. Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Trinitatis. Erntedankfest. Reformationsfest. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Aeuß. Mission. Weihe- und Jahresfeste. Kriegspredigten.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandachten. Konfirmation. Traureden. Taufreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.) Einzeln je M. 2,40; geb. M. 4.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 40.— (statt 52.80); geb. nur 66.— (statt 88.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch: Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9.

Schicket euch in die Zeit. **Predigten zur Zeitenwende. 25 Beiträge u. A.:** Von Bauer, v. Broecker, Cordes, v Dryander, Fikenscher, W. Kaehler, D. Kirmß, D. Kremers, Lichtenstein, Rolffs und D. Stolte herausg. von **Herm. Josephson.** (M. 8.—.) Ortsübliche Zuschläge!

In zweiter Auflage erscheint:

ERNST LOHMANN

An die Heiligen in Rom

(Römerbrief)

Orient Verlag, Frankfurt a. Main

Fürstenbergerstraße 151

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage eine Ankündigung des Heimatglockenverlags in Schmiedehausen [Bad Sulza] (Johann Peter Hebel, Biblische Erzählungen; Thüringer Heimatglockenjahrbuch 1921 u. a.)